



Ausweitung der Preiszone

Ohne jede Provokation hatte Michel Houellebecq den Medienmarathon zur Lancierung seines neuen Romans „La carte et le territoire“ absolviert. Artig und mit der gebotenen Oberflächlichkeit antwortete er den Journalisten. Nicht einmal zur frechen Bemerkung, dass er den Prix Goncourt sehr wohl verdienen würde, ließ er sich hinreißen.

Dessen Jury hatte ihn bislang systematisch übergangen. Schon 1998, als der „Figaro“ den „endlosen Pornobrei“ seiner „Elementarteilchen“ beklagte. Dann wieder 2005, als die Medien aus Anlass der „Möglichkeit einer Insel“ über seinen Verlagswechsel mit Millionen-Vorschuss und die Abrechnung des Schriftstellers mit seiner Mutter herfielen. In Essays und Interviews hat Michel Houellebecq seiner Enttäuschung Ausdruck verliehen und bekannt: „Die Feindlichkeit ermüdet mich.“

Er war gewiss nicht ganz unschuldig an ihr. Aber über die Jahre hinweg wurde Houellebecq so erfolgreich, dass die Borniertheit ihrer Juroren auf die Akademie Goncourt zurückfiel: Ihre Glaubwürdigkeit hat mehr darunter gelitten als das Ansehen des Schriftstellers. Dass diesmal ausgerechnet der Schriftsteller Tahar Ben Jelloun, der zur Jury gehört, in einer italienischen Zeitung noch vor Ablauf der Sperrfrist den ersten und bislang heftigsten Verriß veröffentlichte, ließ zwar nichts Gutes erahnen. Doch in den vergangenen Wochen wurde Houellebecq zum preiswürdigen Kandidaten und schließlich zum großen Favoriten: Keifer sei er geworden, schrieben die Zeitungen. Überzeugend hat sich die Jury aus dem Zugzwang, in den sie geraten war, befreit: Gestern krönte sie Michel Houellebecq nicht widerwillig oder lustlos – sie bereitete ihm einen Triumph. Er gewann im ersten Wahlgang, nur die Stimme Ben Jellouns fehlte ihm. Eine Minute und 29 Sekunden habe die Wahl gedauert, sagte der Sprecher. Befriedigt ging man zu Tisch.

Sehr viel hitziger debattierte gleichzeitig die Jury des Prix Renaudot. Elf Durchgänge waren nötig, dann siegte Virginie Despentes mit einer Stimme Vorsprung. Ihr Roman „Apocalypse Bébé“ handelt von der halbwegsigen Tochter eines alternden Schriftstellers. Lucie, die Detektivin, muss sie suchen und wird dabei von der „Hyäne“ begleitet. Diese hatte fast noch als Kind ungestraft den prügelnden Vater einer Mitschülerin umgebracht. Die Geschichte führt von Paris nach Barcelona – und die Detektivin in die erlösenden Arme einer Frau. Der Schluss dieses starken Gesellschaftsromans ist reiner Kitsch: die halbwegsige Tochter macht im Terrorismus die einzige Alternative zum Suizid aus.

Wie Houellebecq ist Virginie Despentes ein Enfant terrible des Literaturbetriebs. Sie hat in ihrem ersten Werk über ihre Vergewaltigung geschrieben und sich nie als Opfer dargestellt. „Es gibt heute in Frankreich zwei Schriftsteller, die das Verhältnis der Geschlechter neu zu beschreiben verstehen“, sagte Elisabeth Badinter unlängst in einem Interview: „Virginie Despentes und Michel Houellebecq.“ Sie sind das ungleiche Traumpaar dieser Buchsaison ohne Skandale, in der ihnen Paris endlich die Literaturpreise der Anerkennung und Versöhnung verleiht. JÜRGEN ALTWEGG

Neue Sachbücher

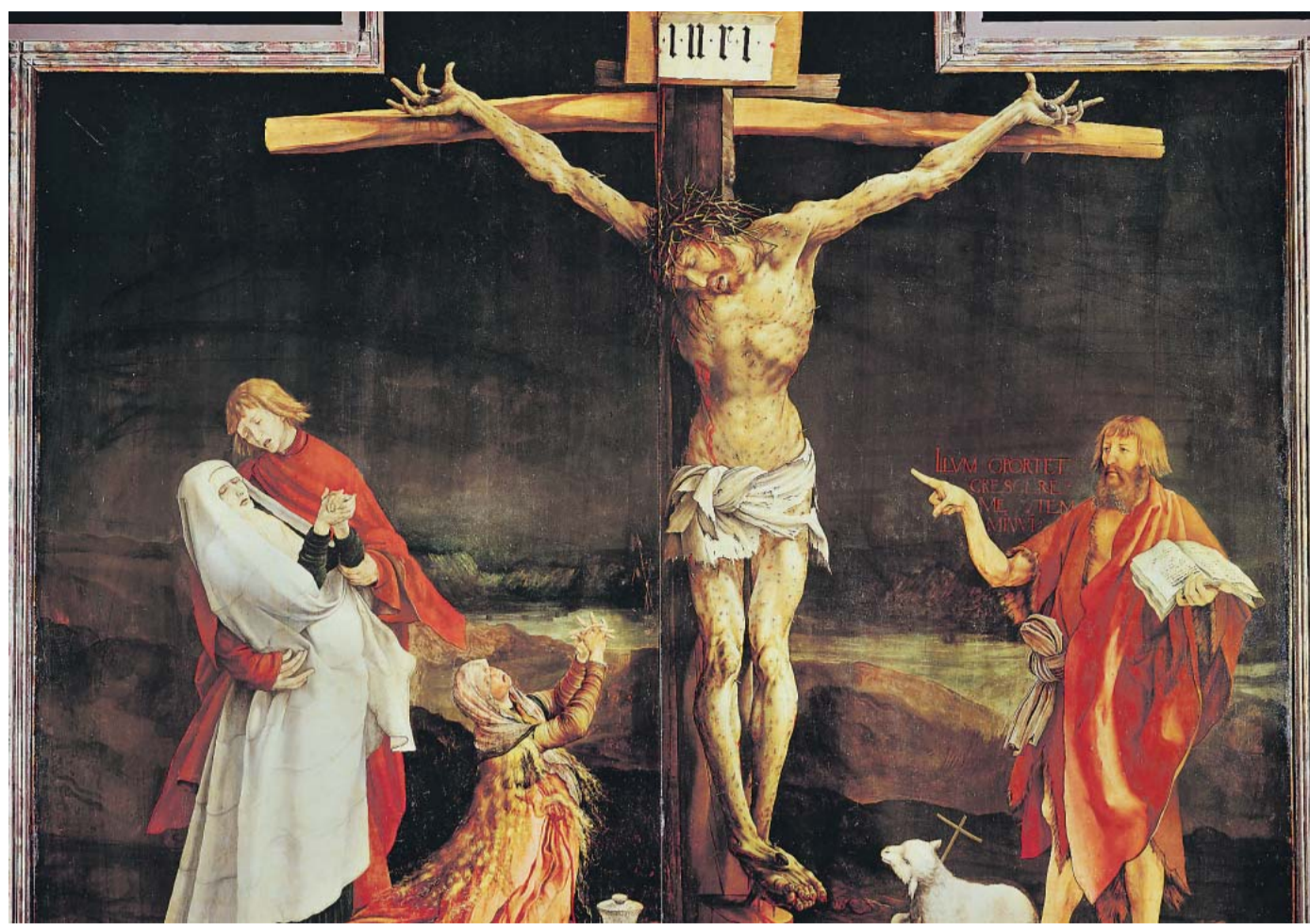
Eine Kampfansage gegen die körperfeindlichen Strukturen in der arabischen Welt

Autobiographisch überzeugend, politisch naiv: Joumana Haddad stellt sich mit dem Bericht ihrer Selbstbefreiung forsch zwischen alle Stühle, macht sich weder mit den Klischees westlicher Islamkritik noch mit jenen der arabischen Apologetik gemein.

Zwei Lieblingsbeschäftigungen hatte sie als Kind, die unbedingt die Einsamkeit erfordern, um voll genossen zu werden: Lesen und Masturbieren. Die aufklärteste Pädagogik erscheint bieder im Vergleich zum Programm, das sich Joumana Haddad im Alter von zwölf – die Israelis belagerten in jenem Jahr 1982 ihre Heimatstadt Beirut – selbst auferlegte. Kaum hatte sie nämlich Balzac ausgelesen, entdeckte sie in der Bibliothek ihres Vaters de Sade: „De Sade griff mich an den Schultern und sprach: ‚Die Phantasie ist dein Königreich. Alles ist möglich.‘“

Der alte Franzose sollte recht behalten: Für Joumana Haddad schien fortan nichts mehr unmöglich, geschweige denn indozent: weder als Frau in einem arabischen

Literatur



Perfektes Motiv zur Leidillustration: Der Isenheimer Altar von Matthias Grünewald in Colmar

Foto ak

Das Kreuz mit der Symbolik

Traumatisiertes Kind, fragile Therapeutin, aufdringliches Zeichenspiel: Lukas Hartmann verwandelt den Unterhaltungsroman in eine moralische Anstalt von einigermaßen ästhetischem Wert. Betonung auf einigermaßen.

Seit drei Jahrzehnten beglückt der Berner Autor Lukas Hartmann ein junges Publikum mit Kinderbüchern und Erwachsene mit mal historischen, mal kritisch-didaktischen Romanen, in denen Krieg und Sklaverei, Kolonialismus, Frauenfeindlichkeit und Xenophobie angeprangert werden. Regelmäßig bekundet er seine politische Liberalität in Essays zu gesellschaftlichen Fragen, ja die Politik liegt nicht fern: Seine Frau sitzt für die Sozialdemokratische Partei im Bundesrat. Kurz, Hartmann ist eine Art gutes Gewissen der Schweiz. Schon deshalb hat er den Großen Literaturpreis von Stadt und Kanton Bern, der ihm diesen Sommer zugesprochen wurde, verdient. Weniger leuchtet allerdings ein, dass er damit in die Tradition von Erica Pedretti, Jürg Laederach und Felix Philipp Ingold gestellt wird. Schließlich stellt er als Bestsellerautor keine literarische Instanz dar. Sein Schreiben ist konventionelle Unterhaltung der gesunden Sorte, Seelenfutter mit moralischen Aufbaustoffen, garniert mit Zeit- und Milieukolorit.

Nach Titeln wie „Die Tochter des Jägers“ oder „Bis ans Ende der Meere“ nun also „Finsteres Glück“. Die Assoziationen sind beliebig: SM-Erotik? Krimi? Mondscheinromanze? Mit den Gestirnen liegt man nicht falsch: Angeregt durch eine Zeitungsnotiz, hat der Autor ein herzerweichendes Kinderschicksal erfunden. Auf der Rückfahrt von der Besichtigung einer Sonnenfinsternis im Elsass überlebt der achtjährige Yves einen Autounfall, bei dem Eltern und Geschwister ums Leben kommen. Von dem, was folgt, erzählt die Psychologin, die mit dem Fall des traumatisierten Kindes betraut wird. Eliane, erst

verwitwet, dann geschieden und alleinerziehende Mutter zweier Töchter, ist mit dem Unglück vertraut. Das klingt dann so: „Aus eigener Trauerarbeit, so habe ich's gelernt, schöpfe man die Kraft, fremdes Leid wahrzunehmen, aber man dürfe sich nicht davon überschweben lassen. Einfühlung und Abgrenzung, das A und O meiner Berufsarbeit. Nun ja, theoretisch mag das stimmen. Doch an der eigenen Brut versagt das psychotherapeutische Handwerk glorios.“

Trotz dieser gehörigen Portion Pragmatismus mangelt es Eliane, wie zu erwarten, an der Fähigkeit zur Abgrenzung. Es gelingt ihr, Yves für kurze Zeit in ihr männerloses Haus aufzunehmen, bis der verstörte Junge von einer eifersüchtigen Tante übernommen wird. Programmgemäß scheidet jedoch diese unsympathische Figur an dem Anspruch, das Kind von der

Lukas Hartmann:
„Finsteres Glück“.
Roman.
Diogenes Verlag,
Zürich 2010.
305 S., geb., 19,90 €.

Wahlmutter fernzuhalten – eine Anspielung auf den Kaukasischen Kreidekreis fehlt nicht –, und Hartmann gelingt es, seine Rückkehr in die nichtverwandte Familie mit den pedantisch abgehandelten therapeutischen und juristischen Einwänden zu versöhnen. Ja, der amtlichen Auflage, eine männliche Bezugsperson zu präsentieren, wird auf wundersame Weise entsprochen: Nach einem romantischen, aber sexfrei in Italien verbrachten Wochenendaufenthalt erklärt sich Elianes Geschiedener, zufällig gerade einer Affäre entbunden, bereit, die Vaterrolle (und befremdlicherweise in dieser Passage sogar die Erzählerrolle) zu übernehmen.

So weit die märchenhaft triviale Geschichte, deren psychodynamische und alltagspraktische Details Hartmann mit einer skrupellosen Umständlichkeit ausbreitet, die bei Betulichkeit viel liebevolle

Menschenkenntnis übermittelt. Der Psychologinnen-Standpunkt erlaubt ihm eine stets diskret-korrekte, aber unermüdliche und eindringliche Einladung zur Identifikation mit den hilflosen Helfern, die das Rätsel des beschädigten Kindes zu ergründen versuchen. „Er lächelte mit zuckenden Mundwinkeln, doch plötzlich liefen ihm Tränen aus den Augen, es wurde immer mehr, sie nästeten seine Wangen, den Rundkragen des T-Shirts, sie tropften auf den Tisch. Kein Laut kam von ihm, die Augen blieben blicklos offen“: Solche Konkretheit rührt durch schlichte Plausibilität, und es ist umso bedauerlicher, dass diese immer wieder von didaktischen Erklärungen und scheinlogischen Handlungsabläufen entschärft wird – falsche Beruhigungen, die dafür sorgen, dass das Trauma dem Leser selbst nicht allzu weh tut. Genau darin besteht eben Hartmanns Handwerk als gewiefter Unterhaltungsprofi mit guten Absichten.

Doch der Autor will mehr, und daher fährt der Roman noch eine Pistole und den Isenheimer Altar auf. Die Pistole gehörte Yves' gewalttätigem Vater, wird der Erzählerin irgendwann heimlich übergeben und von ihr im Garten vergraben, was das gefährliche Ding vermutlich heute noch liegt, denn darin erschöpft sich seine Rolle.

Grünewalds Altarbilder stehen in Colmar, also nahe dem Unfallort. Und da sich bekanntlich das Trauma durch eine Wiederholung löst, am Schluss also eine Fahrt der neuen Familie ins Elsass Yves die kathartische Konfrontation mit dem tödlichen Ereignis ermöglicht, muss die Kreuzungsszene des Renaissancekünstlers eine Schlüsselrolle spielen. Zu diesem Zweck erscheint in der Mitte des Romans eine Szenenfolge, in der Grünewalds Adoptivsohn Andrest dem Vater bei den Arbeiten am Altarbild assistiert: eine prätextuelle Konstruktion, deren Symbolik am Ende in keiner Weise eingelöst wird. Es bleibt bei einer flachen Analogie von Yves' Trauma mit dem Kreuzestod, Leid und Leid-Darstellung. Und dem Leser die Bestätigung, dass ein Unterhaltungsroman durch Kunstwillen noch nicht zur höheren Literatur wird. DOROTHEA DIECKMANN

Highway zum Hörsaal

María Amparo Escandón verfährt sich philologisch

„Mudflap Girl“ nennt sich Libertad, wenn sie sich per Funk mit den anderen einsamen Königen des Highways die Langeweile vertreibt. Eine eigenwillige Selbstcharakterisierung für ein fünfzehnjähriges Mädchen, das sich nur durch einen gefälschten Führerschein den Platz am Steuer erschummelt hat. Bezeichnet sie doch eine recht derbe Männerphantasie: die sitzende Silhouette eines nackten Trucker-Traums mit Wespentaille und ausladender Oberweite. Gern kleben amerikanische Fernfahrer sich solche „Mudflap Girls“ auf den namensgebenden Schmutzfänger ihrer Brummis. Auf dem von Libertad prangt darüber noch eine stolze Aufschrift: „González und Tochter, Trucking Company“.

In metaphorischer Weise aber hat die Heldin von María Amparo Escandón gleichnamigen Roman ihr Pseudonym gespenstisch treffend gewählt. Sie ist in der Tat ein „Schmutzfänger-Mädchen“: Sie hat im Leben vor allem den Dreck abbekommen. Nie hat sie eine andere Heimat als das Führerhäuschen kennengelernt. Nie ein zu Hause, Freunde, Spielplätze, Schulen. Als sie gerade geboren war, kam ihre Mutter, ebenfalls Truckerin, durch das unbeabsichtigt losgehende Gewehr eines Waffenfetischisten ums Leben. Nun kapselt ihr Vater – ein Mexikaner ohne Papiere, der zu Hause von der Polizei gesucht wird – sie eifersüchtig von der Welt ab und traktiert sie mit paranoider Furcht vor den nur noch in seiner Phantasie existierenden Verfolgern. So wird ihr Leben zur Flucht ohne Rast. Von Küste zu Küste, von Kanada bis zur Grenze der verlorenen, verbotenen Heimat. Doch genau dort findet sich Libertad zu Beginn des Romans wieder: in einem mexikanischen Frauenknast, so als ob sie stellvertretend die Vergehen des Vaters büßen müsste.

Ein Schicksal, wie es zum mexikanisch-amerikanischen Alltag mit seiner riesigen Gemeinde illegaler Einwanderer gehört. Hätte „Mudflap Girl“ nicht gemeinsam mit ihrer falschen Fahrlizenz auch eine literarische Lizenz erworben. „A Road Novel with Literary License“ lautet der Untertitel von Escandóns Roman. Seine doppeldeutig wortspielende literarische Freiheit macht sich insbesondere in der Vorgeschichte von Vater González bemerkbar. Eigentlich, so sollen wir glauben, ist er nämlich Literaturprofessor an der staatlichen UNAM-Universität in Mexiko-Stadt. Bei den Studentenunruhen des Jahres 1968 rumpelte er auf der Flucht einen Polizisten. Dem ging dabei die Pistole los, und er erschoss sich versehentlich selbst. Seither handelt sich Professor González unter stetig wechselnden Identitäten von einem Trucker-Job zum nächsten. Ein illegaler politischer Exilant jenseits der Grenze im Norden. Auch nach Jahrzehnten noch gepeinig von der Furcht, dass ein Spion in dem tätowierten und prügelfesten Fernfahrer den flüchtigen Philologen erkennt.

Diese haarsträubende Story mit ihren von Geisterhand losgehenden Kugeln lässt einen Verdacht aufkommen: dass die Dienstwaffe des mexikanischen Polizisten eine heimlich zweckentfremdete Räuberpistole war. Für sich betrachtet, ist das durchaus amüsant: Es passt bestens in den aus Aztekenmythen, Superhelden, Alltagskitsch und derbem Humor zusammengewürfelten Zivillisationsmix, den man unter González' einstigen Akademikerkollegen gerne „die mexiko-amerikanische Populärkultur“ nennt.

Was an Escandóns Erzählen dennoch bitter aufstößt, ist der sich heimlich hinter dem Etikett der „literary license“ ver-

bergende Dinkel. Die bloße Geschichte eines Trickers und seiner Tochter ist zu banal, um als Literatur durchzugehen. Sie muss hochkulturell aufgewertet werden. Daher muss der prügelige Proll in Wahrheit ein verzauberter Professor sein, muss aus dem Führerhäuschen ein direkter Highway in den Hörsaal führen, und dazu in das tragische Schicksalsjahr des mexikanischen Geisteslebens. So, als ob ein Sattelschlepper dadurch poetischer würde, dass sein Fahrer Sonette liest.

Doch es kommt noch dicker: Um die Tochter für den entgangenen Schulbesuch zu trösten, bringt González ihr das Lesen mit den Klassikern der spanischen Sprache bei. Mit einer Auflage: nach dem Lesen das Buch zum Platzsparen aus dem Fenster zu werfen. So landen Calderón und Cervantes bei den Klapperschlangen im Straßengraben amerikanischer Highways.

Und die didaktische Berufung des philologischen Fernfahrers pflanzt sich fort: Libertads erste Tat im Knast ist die Eröffnung eines Lesezirkels für Häftlinge und einer Gefängnisbibliothek. Getarnt unter den Buchdeckeln von Balzac und Tolstoi, trägt sie ihren Mitgefangenen ihre eigenen Memoiren vor. Ohne dass irgendwer sich fragt, warum die ständig wechselnden Einbände und Autoren immer nur ein und dieselbe Geschichte erzählen.

Schlecht zu Gesicht steht Escandóns Road Novel diese blaustümpfig aufgepöppelte Bildungsfracht. Sie ist umso bedauerlicher, als sie das Talent der Autorin zum Ersticken bringt, das sich immer dann zu entfalten beginnt, wenn es nicht

María Escandón:
„González & Tochter, Trucking Company“.
Roman.
Aus dem Englischen von Heike Smets. Edition Köln, Köln 2009. 324 S., geb., 18,95 €.

durch einen konstruierten Überbau eingepfercht wird. Denn die alltäglichen Szenen des Lebens on the road, das widersprüchliche Verhältnis von Vater und Tochter, das Gespinst aus Machtkampf, Gewalt und selbstloser Freundschaft im Frauengefängnis sind feinsinnig und berührend geschildert. Ja, das gesamte Knast-Universum mit seiner mütterlichen und zugleich hochkorrupten Direktorin, die zahlungswilligen Häftlingen die Zelle zum Hotelzimmer mit anliegendem Strandparadies hinzaubert, bietet gerade aufgrund der fehlenden sozialkritischen Verbissenheit eine glänzende und zugleich ein bisschen nostalgische Gesellschaftsatire aus der Feder einer mexikanischen Autorin, die vor mehreren Jahrzehnten die Vereinigten Staaten zur Wahlheimat machte.

Doch immer, wenn der Roman richtig in Fahrt kommt, steht ein Beamter der Philologie-Polizei am Straßenrand und fragt nach der Literatur-Lizenz. Und die, so müssen wir mutmaßen, wird nur dem erteilt, der intertextuelle Referenzen und ein Creative-Writing-Zertifikat nachweisen kann. Schade.

Über dergleichen ungebundene Bremsmanöver tröstet auch das Wissen nicht hinweg, dass die Autorin nach Vollendung des Romans einen Teil davon Wirklichkeit werden ließ: nach Libertads Vorbild erreichte sie die Einrichtung des ersten literarischen Lesezirkels in einem mexikanischen Frauengefängnis. FLORIAN BORCHMEYER



Es gibt nicht „die“ arabische Frau: Was hindert die lustvolle Durchkreuzung nahöstlicher Tabus, die sich um die Sexualität ranken?

Foto Laif

bischen Welt leiden darunter, vor allem sie selbst; einerseits fordert sie zu Recht Aufklärung für die eigene Gesellschaft, andererseits wehrt sie sich gegen den verächtlichen Blick von außen, der die Araber als hoffnungslos unaufgeklärt abtut.

Als gebürtige Christin droht ihr zudem immer der Einwand, sie könne nicht für die muslimische Araberin sprechen und verdanke ihre Freiheit der größeren Toleranz des Christentums. Klug nimmt sie diesen Einwand vorweg und entgegnet scharf: „Gibt es einen echten, wesentlichen, letztendlichen Unterschied zwischen der Situation muslimischer und christli-

cher arabischer Frauen? Ich fürchte, den gibt es nicht.“ Hier nur eines von den vielen Beispielen, die Haddad anführt: „Der Islam trennt nicht zwischen Staat und Religion? Das Christentum trennt Körper und Seele, was auch nicht besser ist.“

Joumana Haddad stellt sich damit forsch zwischen alle Stühle, macht sich weder mit westlicher Islamkritik noch mit arabischer Apologetik gemein. Das ist bisweilen verwirrend, in der Summe jedoch ein erfrischend unvoreingenommener Blick auf die Thematik, zumal Haddad mit ihrem Selbst- und Sendungsbewusstsein nicht hinter dem Berg hält. Der Stolz, eine

freie, hochgebildete, weitgereiste und dabei zugleich modewusste und lebenslustige Frau zu sein, dieser Stolz schwingt durch jede Zeile und versieht das Buch mit einem Optimismus, der auch vor den Schilderungen einer schmerzhaften Kindheit im libanesischen Bürgerkrieg und des entmutigenden Gesamtzustandes der arabischen Welt nicht verblasst. Es ist ein Optimismus, der vom unerschütterlichen Glauben an die Freiheit des Einzelnen lebt, sein Schicksal selbst zu wählen.

Das ist die Größe, aber auch die Grenze dieses Essays. Soehar Haddad Kritik an den Umständen in der arabischen Welt übt, so unpolitisch ist doch ihre Sichtweise auf die Probleme. Denn die Annahme, die Befreiung der arabischen Frau sei unabhängig von sozialen und politischen, vor allem aber auch den ökonomischen Rahmenbedingungen, ist naiv. Dem Buch fehlt, was es zuständernermaßen auch nicht sein will: eine tiefere Analyse der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Empfehlenswert ist es daher vor allem als autobiographischer Essay einer faszinierenden Persönlichkeit. Als Rezept für die Befreiung der arabischen Frau lässt sich hingegen eigentlich nur das herausdestillieren, was schon bei Joumana Haddad selbst am besten gewirkt hat: Lest mehr de Sade! STEFAN WEIDNER

Joumana Haddad:
„Wie ich Scheherazade tötete“.
Bekenntnisse einer zornigen arabischen Frau.
Aus dem Englischen von Michael Hörmann. Hans Schiler Verlag, Berlin 2010. 127 S., br., 18,- €.

